
Der Turm¹

Uwe Tellkamp

In unserer Hand

Annes Hand. Die Hand meiner Frau, dachte er. Weiß und blutleer (eine Schwester hatte den Arm ausgewickelt) lag sie im grellen, spöttischen Schein der OP-Lampe.

Eine Hand – was sie tut, ist das eine. Ein Stück Körper, Körper selbst, Gehilfe von Inszenierungen; beredte, scheinlose Wahrheit. Handlung, dachte Richard, dabei ist so vieles Fußlung oder Wortlung oder Schweigung. Was sie verhindert, vielleicht nur, indem sie ruht („schweigt“), ist das andere. Beides interessierte ihn. Er liebte Hände. Hände gehörten zu den Belebungen, bereiteten ihm Freude. Er hatte Hände studiert: die seelilienhafte Weiblichkeit der Botticellifrauenfinger (das waren Finger, aber machten sie nicht die Hände aus?); Hände, die stur von etwas überzeugt waren; Hände, gleichsam verzweifelt über ihre Größe und das unaufhörlich stete Verlassen der Kindheit; gecremte und ungecremte Hände, girrende und moosartig unergründliche Hände; Hände von Gärtnerinnen, in die sich Pflanzensäfte gegerbt, und Heizern, in die sich der Kohlenstaub gefressen hatte unabwaschbar; er hatte die Hände eines Schmetterlingskundlers gesehen (und der hatte sie als kraftlose Narren bezeichnet); die Hände seines Vaters beim Untersuchen einer Uhr: all diese – ihm jetzt geisterhaften – Hände mit dem Spurenelement Zärtlichkeit. Er taubte Hände, Finger, zerbrechlich wie Wachtelknochen, und hatten Städte verändert. Hände von Bäuerinnen, kno-
tig, geflochten aus Härte und Kälte und lebenslanger Schuf-

terei, Querner hatte sie gemalt: sie schienen mehr aus Holz als aus Fleisch zu bestehen, die Finger waren krumm von Gicht und Arthrose und von Schlägen: abgewehrten und ausgeteilten. Dabei fand Richard Hände auch manchmal kurios, die Doppelung schien der Hand etwas von ihrem Wert zu nehmen, an schimmernder Präzision. Warum haben Zyklopen nur ein Auge? Damit es bedrohlicher blickt, damit es ablenkungsloser zugeht. Eine Hand, zwei Hände: um den fremden Leib – oder den Hals – von beiden Seiten zu umfassen, um in Stereo zu liebkosen; zu morden. Bitternislinien. Manche wirkten unruhig vor Unveränderlichkeit. Da, diese Narbe – erinnerst du dich? Auf der Hochzeitsreise, die war, wie die Reisen unserer Jugend eben waren: kurze Entfernungen, für den „Berlin“-Motorroller erreichbar, Rheinsberg und Havel: das Land der stillen Farben. Äpfel im Gegenlicht, rauh von Nachttau, in den Fenstern Kürbisse, pampelmusengroß, gestreift wie Hosen von Operntürken, manche beigefarben mit grünen Schlacken, manche wie Turbane, die sich plusterten, andere birnenförmig, gelb und dunkelgrün, zwischen den Farben eine scharfgezogene Grenze. Die Panne unterwegs, Anne rutschte mit dem zweiten Schraubenzieher ab.

„Sie haben sich unsteril gemacht, Herr Hoffmann. Ihre Handkante war am Wasserkran.“

Hände zu lesen hatte ihm schon in seiner Assistentenzeit Befriedigung verschafft; eine reibungsstarke, quälende Herausforderung, so mochten es andere sehen, für ihn war es: etwas Verpacktes, das man sorgfältig und freiwillig einkreiste, voller Scheu, es aus den Verhüllungen zu schälen, Furcht vor Nacktheit – aber es war da, pochte leise, begehrte, gekannt zu werden. Und niemand hatte einem erklärt, was es bedeutete, in eine Hand zu schneiden (ach, dieses Wort: „begreifen“). Zu schneiden in die Hand der eigenen Frau; fünf Finger, die Schnür-Mazeration dort, wo der Ehering gegessen hatte (die Schwester hatte ihn mit Seife und

Seidenfaden entfernen müssen); Daumenballen; die Pulse der beiden Hauptarterien, die jetzt nicht mehr fühlbar waren; der Handteller mit Linien und Kerben und einer Wolke von Aberglauben; blasse, spröd wirkende Nägel: so daß die Hand auf den grünen Tüchern lag wie ein betäubtes, zu sezierendes Hermelin. Niemand hatte einem erklärt, wie man mit der Unwiderruflichkeit fertig wurde, der Abwesenheit von Ironie im Moment des Schnitts: Hier bin ich, schien die Hand zu sagen, es gibt kein Zurück, und ich muß dir vertrauen. Mach mich also gesund. Was du kannst, muß dafür genügen. Natürlich gab es Routine, aber es blieb immer etwas Lauerndes, immer die Ahnung, daß es bei diesem Patienten keineswegs so funktionieren („glattgehen“, dachte Richard, das auftrumpfende Wort der Laien) mußte wie bei dem „ähnlichen Fall“ gestern; immer die Furcht, das „Wissen“ zu Simalabim zerfließen zu sehen. Wie bei jeder fensterlosen Arbeit.

Eine Hand, wenn man sie lange genug betrachtete, schien Losungen aus dem Verborgenen zu entlassen – sie standen still, noch unter der Oberfläche, die Unzweideutiges anbot, aber die Umrisse waren schon zu ahnen, waren schon deutend ausfüllbar. Hände taten zumeist ganz Vernünftiges. Morgens banden sie Schuhe, mittags löffelten sie Suppe, abends knackten sie ein Bier und ruhten aus. Das Leben einer Hand bestand aus Ballung und Streckung für vernünftige Gebärden. Richard dachte an eine Patientin, die er vor vielen Jahren gehabt hatte: ein damals fünfzehnjähriges Mädchen, bei einem Unfall waren ihr beide Unterarme abgerissen worden. Eines nachts, er war diensthabender Notarzt gewesen, hatten ihn Nachbarn gerufen: Sie hatte sich mit Gas vergiftet.

„Ihre Frau wird ambulant bleiben können, denke ich. Erspart uns viel Schriftkram. Möchten Sie selbst operieren?“

Er nickte. Hände erzogen zur Sparsamkeit, wenigstens den Operateur. Es gab keine überschüssige Haut. Wunden

konnte man nicht, wie sonst üblich und möglich, großzügig ausschneiden. Mikroskop. Lupenbrille. Das Krankenhaus war vorzüglich ausgestattet. Frau Barsano wußte das, deshalb, dachte Richard, schwieg sie. Die saugende, lechzende Stille beim Operieren. Hochkonzentration; das Bewußtsein, fokussiert und scharf auf den Punkt der Aufmerksamkeit zugeschliffen, setzte Interessens-Körnungen wie ein Diamantbohrer. Dazwischen Zusammensacken, Energieanforderungen, Aufholen, spritzerhafte Ablenkungen. Man konnte eine Weile nachgeben, man überließ eine Weile dem Ko-Operateur das rasend langsam über die Situation kriechende, unbarmherzig entkleidende Brennglas, dem die Klinge folgte, ausforschend die Verwundung. Hände kannten ihre eigene Form von Schlummer, aber auch von Ekstase. Sie hing, meinte Richard, meist mit dem Wort „erreichen“ zusammen: Nahrung und Leuchtendes, Haut und Schaltpult-Knöpfe, Stille, Beklommenheit und Weissagungen, Dinge, berührbar gemacht durch eine Kinderzeichnung.

„Glas“, sagte Frau Barsano, hob ein Splitterchen.

Annes Hand. Wenn ich das da zerschneide, wird sie dort, in dieser lappenförmigen Zone am Kurzen Daumenbeuger, keine Empfindung mehr verspüren. Verantwortung. Macht. Manchmal genoß er, manchmal fürchtete er diese Macht, die Gedanken, die sie ihm einzublases schien und die er als eines Arztes unwürdig empfand. Aber sie waren da, dünne, giftige Lippen flüsterten sie, und er mußte einen wertvollen Teil seiner Kräfte aufbringen, sie zurückzudrängen. Ob es wohl anderen Chirurgen auch so ging? Man sprach darüber nicht. Vielleicht aus Angst, als schlechter, unberufener Arzt dazustehen. Der dem Klischee der meisten Patienten vom edlen Menschen im weißen Kittel nicht entsprach. Es kam aber darauf an, was man tat. Er erinnerte sich an das Gespräch mit Weniger: frei zu sein. Man war frei, das Hilfreiche zu tun. Er betrachtete Annes Hand, sie

war verletzt, schmal und deshalb auf eine diskrete Weise bittend; eine Hand, die beharrte Es ist so, eine Festlegung, erschrocken über das Unabänderliche daran und doch im Geheimnis der Würde: Dies ist sie, meine Hand (und mit ihr die Schatten aufzuhalten); Annes Hand: klein von Trauer und Zeit, einzigartig.

Anmerkungen

¹ Aus: *Tellkamp, Uwe: Der Turm. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 2008, 860–863 (Kap. 65).*